

Leben wir geschichtslos?

Ein Gespräch mit Prof. Dr. Hugo Ott

Das laute Meditieren über mangelndes Geschichtsbewusstsein und über Vorwürfe der Geschichtslosigkeit gehört gegenwärtig zu den festen Bestandteilen öffentlicher Diskussion bis hinein in Parlaments- und Wahlkampfreden. Was ist daran Vorwurf, was Realität? Wir sprachen darüber mit dem Freiburger Wirtschafts- und Sozialhistoriker Prof. Hugo Ott. Die Fragen stellte D. A. Seeber.

HK: Überall spricht und klagt man über Geschichtslosigkeit im Verhalten der einzelnen und der intellektuellen politischen Kultur unserer Zeit. Man läßt sich aber wenig über die genaueren Symptome aus. Was wären für Sie als Historiker Symptome für Geschichtslosigkeit?

Ott: Zunächst möchte ich festhalten: Unsere Zeit kann auf der einen Seite in der Bundesrepublik wie in der ganzen Welt mit einer etablierten Geschichtswissenschaft aufwarten – freilich der unterschiedlichsten Richtungen und Schulen. Es wird viel historische Forschung geleistet. Auch über die finanzielle Förderung der historischen Forschung braucht sich – zumindest in der Bundesrepublik – niemand zu beklagen. Entsprechend groß ist die Produktion an historischen Arbeiten. Auf der anderen Seite beklagt man wohl mit einem gewissen Recht eine weitverbreitete Geschichtslosigkeit...

HK: Eine gut ausgestattete Geschichtswissenschaft ist noch keine Garantie für Geschichtsbewusstsein in der Bevölkerung.

Ott: Das ist richtig; aber die Unterstützung, die durch die öffentlichen Hände erfolgt, z. B. auch seitens kirchlicher Institutionen, ist immerhin ein Indiz für Bereitschaft. Indes: korrespondiert diesem eben geschilderten wissenschaftsorganisatorischen Tatbestand die Bereitschaft der Gesellschaft, sich mit Geschichte zu beschäftigen, Geschichtsbewusstsein zu entwickeln und zu pflegen? Man hat Anfang der 50er Jahre anknüpfend an Sedlmayr („Verlust der Mitte“) sehr stark von einem „Verlust der Geschichte“, von der Verdrängung der Geschichte gesprochen. Hermann Heimpel etwa, einer der bedeutenden Historiker der Gegenwart und nicht zuletzt auch ein großer Wissenschaftsorganisator, hat damals gemeint, das Volksleben unserer Gegenwart sei nahezu geschichtslos.

HK: Wann ist ein Volk oder wann ist eine Volkskultur geschichtslos?

Ott: Gemeint war zunächst, vielleicht vordergründig, ein Defizit an geschichtlichem Wissen. Ein Symptom dafür aber wäre z. B. ein Mangel an Traditionszusammenhang

in der eigenen Familie. Die Memoria, Zentralbegriff der Geschichtswissenschaft, nämlich Erinnerung und Angedenken an die Vorfahren, an die Toten, in deren Reihe der Lebende steht, ist vielfach defizitär, reicht, wie Familiensoziologen herausgefunden haben, kaum über die Großeltern hinaus.

„Die Hinführung zu geschichtlichem Denken konnte früher nur über die Familie führen“

HK: Ist das nicht durch sehr naheliegende Ursachen erklärbar, z. B. durch die Schrumpfung auf die Zwei-Generationen-Familie, durch die größere soziale und geographische Mobilität, durch die der Zusammenhang der Generationen stärker gelockert wird?

Ott: Ich würde sagen, es ist eine strukturelle Frage, die mit der gesamten gesellschaftlich-ökonomischen Entwicklung seit dem 19. Jahrhundert einhergegangen ist. Aber auch eine fortschreitende Säkularisierung wäre hier einzubringen. In einer im liturgisch-christlichen Gedenken verankerten Gesellschaft war auch das Gedenken an die Toten stärker verankert. Ich möchte erinnern an die Jahrzeitstiftungen, die auch die Funktion der ständigen Repräsentation der Toten hatten. Es mag etwas befremdend klingen, aber die Hinführung zu geschichtlichem Denken konnte früher eigentlich nur über die Familie führen, vor allen Dingen bei einem wenig entwickelten Bildungswesen für breitere Schichten. Man sollte deshalb diese Funktion nicht unterschätzen. Sie ist verlorengegangen, und ob das Bildungswesen sie übernehmen oder gar besser ausfüllen kann, ist durchaus ungewiß.

HK: Was soll da das Bildungssystem übernehmen?

Ott: Die Herstellung des Traditionszusammenhangs, der etwa in einer geschlossenen bäuerlich-handwerklichen Gesellschaft in Verbindung mit einer geschlossenen dörflichen Kultur von Bedeutung war und sich zum Teil von selbst ergab.

HK: Geht es beim bisher Gesagten nicht mehr um Traditions- als um Geschichtsbewusstsein? Oder lassen sich Traditions- und Geschichtsbewusstsein gleichsetzen? Bzw. welchen Traditionsbegriff legen Sie zugrunde?

Ott: Das Problem der Tradition ist sehr umfassend. Tradition meint Überlieferung und auch das Überlieferte. Traditionspflege ist ein vielfach verwendeter Begriff, der in

mannigfachen Bereichen vorkommt. Bis vor wenigen Jahren gab es eine historische Zeitschrift, die nur über spezielle Unternehmen und nur firmengeschichtlich gearbeitet hat, mit dem Namen Tradition. Ich möchte an die Traditionspflege etwa im Militär erinnern oder durch Namenvergebung für Schulen, Universitäten und dergleichen. Traditionen auch im Volkskundlichen, die in letzter Zeit ein reges Leben entfalten. Tradition hat aber vielfach den Anspruch auf Verpflichtung. Tradition will auch feste Normen überliefern. Das hat sehr viel mit Verbindlichkeit zu tun.

HK: Eine Auflösung kulturtradierender Kräfte führt sonst notwendig zu einem Verlust an Geschichtsbewußtsein?

Ott: Das steht außer Zweifel, besonders dann, wenn als Gegenbegriff zur Tradition die Revolution tritt. Revolution bricht mit Überlieferungen, will allenfalls selektiv überliefern und so ihre eigene revolutionäre Tradition schaffen. Das ist in einem gewissen Sinn paradox. Aber man wird das in bestimmten historischen Richtungen als deren eigentlichen Kern freilegen können.

„Es kann keine Rede davon sein, daß die technisch rationale Komponente die historische Dimension zurückdrängt“

HK: Liegt der Kern des Problems nicht woanders? In der wachsenden Vorherrschaft technischer Rationalität, die Lebensverhältnisse als weitgehend reproduzierbar darstellt und für die, da auch die Zukunft als machbar erscheint, Erinnerung, Tradition, Überliefertes, Vergangenes keine große Rolle mehr spielen?

Ott: Geschichte hat natürlich auch eine Dimension der Zukunft. Tradition hat, wenn ich noch einmal auf den Traditionsbegriff zurückgehen darf, durchaus auch – und hier wäre der Ansatzpunkt für das geschichtliche Bewußtsein zu finden – etwas mit der Dimension der Vergangenheit, der Gegenwart *und* der Zukunft zu tun. Wenn kein Geschichtsbewußtsein besteht oder dieses nur mangelhaft vorhanden ist, dann ist auch nicht zu erwarten, daß die Gesellschaft auf Zukunft hin lebt.

HK: Zugegeben: Aber verdrängt eine technisch stärker planbar gewordene Zukunft nicht das Leben aus der Vergangenheit und damit die Kategorie Geschichte?

Ott: Ich würde bestreiten, daß unsere technisch rationalisierte Welt die Kategorie des Geschichtlichen verdrängt oder gar aufgibt. Wir sehen gegenwärtig viele gesellschaftspolitische Entscheidungen, die nicht getroffen werden können ohne diesen großen geschichtlichen Zusammenhang und die zeitliche Dimension. Das ganze System der Altersversorgung beruht auf dem sogenannten Generationenvertrag. Damit ist doch eine ungeheure historische Größe gewonnen: Daß man ein Rentensystem aufbaut auf der Hoffnung, jetzige und spätere Generationen würden die jeweils älteren Generationen, die unterstützungsbe-

dürftig sind, versorgen, das ist ohne historische Dimension eigentlich undenkbar. Und die demographischen Prognostiker wissen, daß es große Schwierigkeiten geben wird, wenn nicht eine positive Änderung im generativen Verhalten unserer jetzigen Generation eintritt.

HK: Zukunft wäre also im Verhältnis zur Vergangenheit nur die andere Seite der Medaille Geschichte ...

Ott: Ja. Ein anderes Beispiel: Wir haben große Probleme mit der Kernenergie, vor allen Dingen in Hinsicht auf die Endlagerung der Atomschadstoffe, von denen wir wissen, daß sie auf Jahrhunderte, fast Jahrtausende hinaus eine Gefahrenquelle bilden können, wenn eine nicht zureichende Lagerung erfolgt. Eine solche energiepolitische Entscheidung hat für eine große zeitliche Strecke gewaltige Bedeutung. Schließlich ein drittes Beispiel aus unserer technischen Welt: Wir sind heute auf einem Entwicklungsstand, den man als Übergang zur nachindustriellen Gesellschaft bezeichnen könnte. Das heißt, der technologische Fortschritt ist allmählich auf einer Höhe angelangt, die vielleicht nicht mehr weiter ausgebaut werden kann. Dieser technologische Fortschritt etwa im Bereich der Produktion von Mikroprozessoren wird vermutlich in absehbarer Zeit ungeheure Zahlen von Arbeitskräften freisetzen, die nicht mehr sinnvollerweise in der Produktion eingesetzt werden können. Diese Frage, die ja mit einer strukturellen Arbeitslosigkeit zusammenhängt, ist nur historisch lösbar und erklärbar, aber auch einbindbar in der historischen Dimension. Es kann also keine Rede davon sein, daß die technisch rationale Komponente unserer Gesellschaft die historische Dimension zurückdrängt.

HK: Wenn ich das Kernproblem der von Ihnen angeführten Beispiele richtig verstehe, dann hieße das gerade angesichts einer planbarer gewordenen Zukunft mehr geschichtliche Verantwortung entwickeln im Blick auf das, was künftigen Generationen an technischem, wirtschaftlichem oder auch kulturellem Wandel zumutbar ist?

Ott: Da ist die Frage nach den Werten gestellt, nach der Verbindlichkeit von guten Erfahrungen, die aus der Geschichte gewonnen werden. Selbstverständlich haben wir in unserer heutigen Gesellschaft große Probleme. Aber nicht nur wir, auch frühere Generationen hatten sie, das lehrt uns wiederum die Geschichte des letzten Jahrhunderts. Auch damals gab es große Probleme mit der Verbindlichkeit von Werten, mit dem also, was sinnvollerweise tradiert werden soll, damit es zum Aufbauelement für das gesamte kulturelle Leben der nächsten Generation werden könnte. Wieweit die freie Entscheidung der folgenden Generation eingeengt wird, etwa in der Freisetzung von festen verbindlichen Normen, ist stets zu bedenken.

HK: Damit stellt sich auch die Frage, wieviel Wandel jeweils notwendig bzw. zumutbar ist, damit die nächsten Generationen ohne großen Schaden weiterleben können: im Bereich der Erziehung etwa oder auch des Rechts, das die Gesellschaft letztlich zusammenhält.

Ott: Der große Bereich der Rechtsentwicklung müßte hier in der Tat herangezogen werden. Wie weit sollen etwa naturrechtliche Substrate weiter fixiert bleiben oder wie weit soll alles positives Recht werden, das nun der jeweiligen Gesellschaft gemäß veränderbar sein würde? Hier haben wir das, was man als geschichtliche Bedingung oder auch geschichtliche Bedingtheit bezeichnen kann, was der Historismus sehr stark herausgestellt hat. Entscheidungen wären demnach allein aus der jeweiligen Situation, allein aus dem jeweiligen Bedingungsgefüge zu treffen. Jede Entwicklung wird sozusagen total relativiert und bedarf damit allein historischer Erklärung. Das wäre die Freisetzung eigentlich auch der letzten Bastionen, etwa des Naturrechts oder der Interpretierbarkeit von Grundrechten oder Grundwerten.

„Die Klagen, daß nicht genügend geschichtliches Wissen und Bewußtsein vermittelt wird, sind undifferenziert“

HK: Weil Sie vorhin gerade von Werten und jetzt von der relativistischen Verabsolutierung des Geschichtlichen gesprochen haben, stellt sich die Frage, ob nicht auch in dem Sinne Schindluder mit der Klage über Geschichtslosigkeit getrieben wird, als man durch Geschichtsbewußtsein mehr oder weniger Moralbewußtsein ersetzen will. So kann ich mich an diverse Pressekommentare über das schlechte Klima auf unseren Schulhöfen erinnern, wo nicht nur Gewalt zunehme, sondern beispielsweise wieder die unflätigsten Judenwitze gerissen würden. So weit könne es nur kommen, so die Kommentare, wenn nicht das nötige Geschichtsbewußtsein vermittelt werde. Aber hier geht es doch um Verhaltensweisen, die vor allem ethisch, erzieherisch gelernt werden müssen...

Ott: Die Klage, daß geschichtliches Wissen und geschichtliches Bewußtsein nicht genügend vermittelt werde und damit auch das richtige Verständnis für die Gegenwart fehle, sind zweifellos undifferenziert. Vorausgesetzt, es trifft zu, daß also solche Vorkommnisse festzustellen sind – ich möchte das ein bißchen in Frage stellen –, dann wird man es sicherlich nicht dem Geschichtsunterricht oder den Medien, die ja auch geschichtliches Wissen vermitteln, anlasten können. Die Beschäftigung mit der jüngsten Vergangenheit, der sogenannten Zeitgeschichte, ist sicherlich in einem ausreichenden Maße erfolgt und wird weiterbetrieben.

HK: Es gibt Umfragen bei Schülern zu dem Wissen über das Dritte Reich mit teilweise katastrophalen Ergebnissen, die Ihrer Aussage zu widersprechen scheinen...

Ott: Das ist natürlich auch eine Frage der Meßbarkeit und Evaluierung dieser Ergebnisse. Ich weiß nicht, auf welcher Basis sie erfolgt sind, welche Schulen ausgewählt worden sind, angeblich alle Schularten, und wie breit das Spektrum der Befragten gewesen ist. In jedem Fall ist das, was als Auswertung veröffentlicht worden ist, erschütternd. Aber

ich bin skeptisch über die Generalisierungsmöglichkeit dieser Ergebnisse, denn die Resonanz, die gerade Literatur zur Zeitgeschichte, auch die populäre, nicht primär vom wissenschaftlichen Standpunkt her geschriebene Literatur, findet, ist doch, wie die Verkaufserfolge zeigen, groß. Und gerade das Interesse an der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, auch ein Maßstab übrigens für Geschichtslosigkeit oder Geschichtsbewußtsein, ist sicherlich nicht gering.

HK: Ist das Urteil, von der Evaluierung von Umfragen abgesehen, hinsichtlich des Geschichtsbewußtseins der jüngeren Generation nicht überhaupt etwas schief? Ich weiß selbst nicht, ob ich als 14- und 15-jähriger mir sehr viel Rechenschaft gegeben habe über auch sehr entscheidende zeitgeschichtliche Phänomene. Ist das überhaupt ein Alter, wo man das messen kann, was man mit Umfragen, gerade in bezug auf Wissen über das Dritte Reich, messen will?

Ott: Da kann ich Ihnen voll zustimmen. Das geschichtliche Bewußtsein wird bei den Älteren stärker sein als bei den Jüngeren, etwa bei den Zwanzigjährigen. Die ältere Generation hat die jüngste Vergangenheit – Drittes Reich, Krieg, Nachkriegszeit – am eigenen Leib erlebt. Für sie ist also diese Zeit sozusagen immer präsent. Es ist das Erlebnisfeld, ein Problem des Erlebnisbereichs der Lebenden, den man ja in dieser Weise nie vermitteln kann, weil er sehr stark auch in subjektiver Perzeption erfaßt worden ist. Es ist also ein Problem der Vermittlung, der Vergegenwärtigung einer Vergangenheit, das je und je generationenbedingt war. Ich weiß selbst, daß meine Lehrer, die die Weimarer Zeit und die Anfänge des Dritten Reiches unmittelbar erlebt haben, sie in einer ganz besonderen Weise veranschaulichen konnten. Das sind grundsätzliche Fragen auch der Didaktik der Geschichte.

HK: Ist da nicht auch noch ein zusätzliches (psychologisches) Element zu berücksichtigen? Jugend ist Zukunft aufgrund ihres Lebensstandes. Wollte sie das nicht sein, wäre sie nicht lebensfähig. Der Ältere lebt immer stärker aus der Vergangenheit. Könnte die Aufgabe der Vermittlung und die Überwindung von Geschichtslosigkeit nicht gerade darin bestehen, daß die ältere Generation der jüngeren ihre Erfahrungen so weit mitteilen kann, daß diese weiß, auf welchen Bahnen, auf welcher Wertbasis sie die Zukunft anpeilen kann?

Ott: Das ist ja das Problem, das ich eingangs gemeint habe, daß durch die Veränderung der Familienstruktur die Möglichkeit des unmittelbaren Zugangs zu einem Traditionszusammenhang verringert worden ist, ja daß es zum Teil verkümmert. Wer etwa aus einer bäuerlich-handwerklichen Welt kommt, dem ist der Traditionszusammenhang leichter vermittelt worden. Die Geschichten der Großeltern hatten eine ganz zentrale Funktion; denn Geschichten gehören ja zur Geschichte, Geschichte ist der Kollektiv-Singular. Ein persönliches Beispiel: Erste Begegnung mit Problemen des badischen Kulturkampfes durch Erzählungen meines Großvaters, der noch als Kind

erlebt hat, wie der Ortsgeistliche verhaftet worden ist. Oder Erzählungen über den Krieg von 1866, der in meiner Heimat zum Teil sich abspielte, den mein Großvater noch als Kind oder in der Erlebniswelt seiner Mutter erlebt hat. Das sind Begegnungen mit den historischen Ereignissen, die in der kindlichen Sozialisation zentral gewesen sind. Der Kulturkampf war sicherlich eine zentrale sozialgeschichtliche Frage, oder der österreichisch-deutsche Bruderkrieg hat eine große Stellung in der politischen Geschichte. Beide konnte ich natürlich noch nicht einordnen, aber die frühe Begegnung ist sehr wichtig gewesen.

HK: Wir hatten vorhin die Frage noch nicht zu Ende gebracht, wieweit dieser Vorgang durch Bildung ersetzbar ist...

Ott: Ich würde sagen, theoretisch sicherlich, durch die Schule oder schulähnliche Einrichtungen, durch Literatur, durch die Massenmedien, die ja in unserer technischen Welt eine beachtliche Bildungsfunktion wahrnehmen. Durch eine entsprechende Steuerung der Inhalte dieser Vermittlungsinstanzen könnte eine solche Ersetzung erfolgen. Aber es bleibt z. B. das Problem des Dialogs. Zwar kann er in der Schule erfolgen, aber der Dialog in der passiven Rolle des Rezipierens von Literatur usw. vermittelt nicht die Lebendigkeit der Anschauung, des natürlichen Traditionszusammenhangs. Es fällt dabei etwas aus oder verändert sich, was gerade für die jungen Leute eine große Rolle spielt: das Emotionale.

„Man tat so, als ob die eigentliche Geschichte erst mit der Aufklärung begänne“

HK: Der emotionale Zusammenhang kann nicht durch Institutionen vermittelt werden? Ist das nicht mehr eine Frage des pädagogischen Könnens als des sozialen Umfeldes, in dem die Vermittlung stattfindet?

Ott: Es gibt natürlich immer auch den begabten und begnadeten Lehrer, der so etwas durchaus ersetzen kann, und wir wissen aus vielen Autobiographien, daß bestimmte Berufsentscheidungen oder Interessenbildungen von einem Lehrer gekommen sind oder von einem Mentor im weitesten Sinn. Aber das sind doch meistens Glücksfälle.

HK: Wenn diese Vorbehalte zutreffen, dann wäre wohl eher eine Verstärkung des Geschichtsunterrichts im Sinne einer besonderen pädagogischen Anstrengung anstatt seiner Auflösung in Politik- und Sozialkunde nötig...

Ott: Man hat seitens der entsprechenden Organisationen, etwa des Historikerverbandes, wie sich jetzt zeigt, mit einigem Erfolg versucht, den Geschichtsunterricht, vor allem in der Oberstufe, als selbständige Lehrinheit zu retten. Es waren tatsächlich Bestrebungen im Gange, die Geschichte als übergreifendes Fach in die Sozialkunde zu integrieren, also das Erklären und Verstehen von ge-

schichtlichen Zusammenhängen zu verkürzen und durch die Unselbständigkeit des Fachs Geschichte zu relativieren. Die Studentafeln werden jetzt wieder etwas reicher bestückt mit Geschichtsunterricht. Und es ist zu hoffen, daß die Politiker, die gerade in den letzten Monaten den Ruf nach dem Geschichtsunterricht aus aktuellem Anlaß laut werden ließen, nun auch stärker Taten folgen lassen.

HK: Ist Beschäftigung mit der Vergangenheit schon Zeichen für Geschichtsbewußtsein? Wir wissen: es gibt seit Jahren Berichte über steigenden Museumsbesuch, über zunehmendes Interesse an der Denkmalpflege, die Rückwendung in die Vergangenheit reicht bis in die Kleidermode. Aber ist das mehr als konservative Stimmung? Als Nostalgie?

Ott: Es ist sicherlich zuzugeben, daß sehr vieles davon modischen Charakter hat, daß vieles auf der großen Welle der Nostalgie einherschwimmt. Wenn z. B. Villen und gepflegte Gärten mit Resten von bäuerlichem Arbeitsgerät geschmückt werden als reinem Zierat, dann wäre das zweifellos ein etwas eigenartiges Geschichtsbewußtsein. Manches kann aber auch die Mentalität des Bewohners zum Ausdruck bringen, wenn er etwa aufgrund der Herkunft oder im eigenen Interesse eine Beziehung hat zur bäuerlichen Welt und wenn die Dinge nicht einfach antiquarisch erworben sind und entsprechend als Accessoires verwendet werden. Ähnliches gilt für das Ausgraben von alten Trachten, von altem Volksliedgut oder alten Musikalien. Da ist sicherlich viel Nostalgie und Konservatismus dabei. Aber wenn über solche Folklore ein Zugang gefunden werden könnte zu der Lebenswelt der Menschen, für die diese Trachten einmal Alltagsgewand waren, dann wäre natürlich eine ganz andere Dimension eröffnet. Was erfreulicherweise denkmalpflegerisch in den Kommunen geleistet wird, ist zunächst eine Frage der sinnvollen Sanierung von Altstadtkernen. Aber wenn durch den Wiederaufbau eines spätgotischen Rathauses, das sehr stark zerstört worden ist, breite Bevölkerungsgruppen angesprochen werden und diese sich finanziell oder sonst engagieren, dann ist das nicht Nostalgie, sondern Bereitschaft, den Wert eines historischen Gebäudes zu schätzen und diesen Wert auch in einer gewissen Weise einzuordnen.

HK: In Deutschland aber scheint man Geschichte nicht nur gelegentlich mit Nostalgie zu verwechseln, sondern Geschichtsbewußtsein mit der Bewältigung der jüngsten Vergangenheit gleichzusetzen. So wie manche kirchliche Traditionalisten nicht hinter das I. Vatikanum zurückgehen, wird im Profanen Geschichte bei uns gelegentlich mit Weimar und dem Dritten Reich verwechselt.

Ott: Das ist eine sehr richtige Beobachtung. Man hat in den letzten Jahren mit einem gewissen Mißmut feststellen müssen, daß Geschichte eigentlich erst von 1789 an von Bedeutung war. Man tat so, als ob die eigentliche Geschichte erst mit der Französischen Revolution bzw. mit der Aufklärung und daß die Geschichtswissenschaft selbst wie auch die Philosophie erst mit diesem Zeitpunkt, also

eigentlich mit Kant, einsetzt, ebensogut wie man umgekehrt sagen könnte, mit Kant habe die Geschichte aufgehört. Das Problem der Vergegenwärtigung der Vergangenheit, das heißt, wo jeweils eine repräsentierte Vergangenheit einsetzt, ist groß. Genauso wie in der theologischen Tradition die Vergegenwärtigung des Christentums durch verschiedene Geschichtsepochen geschieht, genauso haben, geschichtlich gesehen, die verschiedenen Epochen ihren Stellenwert. Wenn man glaubt, daß die Beschäftigung mit der Zeitgeschichte oder der jüngsten Geschichte das Entscheidende ist, dann ist das ganz entschieden eine Verkürzung des geschichtlichen Bewußtseins.

HK: Würde damit Zeitgeschichte oder sagen wir die jüngste Vergangenheit nicht selbst geschichtlich verkürzt?

Ott: Ganz sicher, denn diese selbst wird ja dann allenfalls wiederum nur von einer ganz bestimmten Richtung her erklärt. Es entsteht dadurch eine starke Ideologiefälligkeit. Geschichte ist demnach Prozeß, und es fragt sich, wie man diesen Prozeß auffaßt.

„Da entsteht eine neue Form von Heilsgeschichte, die den Profanhistoriker zum Heilsgeschichtler macht“

HK: Spitzen wir die Frage nochmals zu. „Richtiges“ historisches Erkennen, was ist das?

Ott: Das ist natürlich ein nie zu beendender Streit unter den Fachwissenschaftlern selbst und unter den Geschichtsphilosophen, denn es ist ein großes Problem der Erkenntnislehre insgesamt. Der Fachhistoriker hat sein Instrumentarium zur Verfügung, mit dem er versucht, die Vergangenheit aufzuhellen und die Zusammenhänge herzustellen. Aber er ist auch immer mit einem Vorwissen belastet oder mit Vorurteilen, und er wird natürlich auch, je nachdem, welchen theoretischen Grundansatz er hat, zu ganz verschiedenen Ergebnissen kommen, bzw., er wird schon ganz anders auswählen. Er wird also die Gewichtung von historischen Faktoren verschieden vornehmen. Der große Streit meinerwegen zwischen dem Primat der politischen vor einer sozialwissenschaftlichen Geschichte wäre hier zu nennen.

HK: Heißt richtiges Geschichtsbewußtsein in erster Linie Bescheid wissen über das, was die Vergangenheit gewesen ist, oder ist Geschichtsbewußtsein der Annäherungsprozeß oder der Versuch, die Bedeutung des Vergangenen für das eigene Leben oder für die Organisation und die Gestaltung der Lebensverhältnisse in unserer Zeit zu erkennen?

Ott: Wenn ich als Historiker im Sinne des Historismus an diese Frage herangehe, dann würde ich sagen: Ziel historischen Erkennens ist die Rekonstruktion der Vergangenheit mit den wissenschaftlichen Methoden, die mir zur Verfügung stehen als Historiker, aus dem Grundsatz heraus, daß diese Vergangenheit jeweils geschichtlich bedingt

ist. Wenn ich von einem anderen Standpunkt komme, etwa von einem sozialwissenschaftlichen, dann ist das zweite Ziel für mich wichtiger, wenngleich es kein neues Ziel ist. Denn der Satz, daß die Geschichte die Lehrmeisterin für das Leben ist, hat ja eine lange geistesgeschichtliche Tradition. Es gibt daneben bestimmte marxistische Positionen, für die Geschichte bloßen Prozeßcharakter hat und damit rein teleologisch ausgerichtet ist. Geschichte im Sinne der Dimension der Vergangenheit ist hier nur Baumaterial, das, nach festen Gesetzmäßigkeiten angewandt, der Analyse der Gegenwart und der Bewältigung der Zukunft dienen soll. In diese finalistische Richtung würde ich mich nicht begeben, denn da entsteht ja eine Art neue Form von Heilsgeschichte, die den Profanhistoriker zum Heilsgeschichtler macht.

HK: Aber Geschichte ist doch Entwicklung. Und der verantwortlich Handelnde hat sich Rechenschaft über die Weichenstellungen zu geben, die er vornimmt. Kann Geschichte auf der Ebene des Handelns deshalb überhaupt anders als finalistisch verstanden werden?

Ott: Diese Frage ist zweifellos ganz zentral. Es ist klar, daß der geschichtlich handelnde Mensch, vor allen Dingen wenn er ein wichtiger Entscheidungsträger ist, diese Überlegung anstellen muß, d. h., er müßte durchdrungen sein vom Bewußtsein, daß seine Entscheidungen den Charakter von Weichenstellungen für die Zukunft haben. Und ich glaube, daß diese Überzeugung nur dadurch gewonnen werden kann, daß man selbst sich in der Kette einer Entwicklung sieht. Ich leugne durchaus nicht, daß Geschichte Entwicklung ist. Ich würde nur bestreiten, daß sie gesetzmäßig abläuft, das wäre die reine marxistische Position. Aber daß Geschichte Entwicklung ist und daß das Rad der Geschichte nicht zurückgedreht werden kann, daß das, was in der Gegenwart abläuft, für den Historiker und den geschichtlich denkenden Menschen nie reine Gegenwart ist, sondern bereits Geschichte wird und zugleich Zukunft oder Nachgeschichte, wie man sagt, determiniert, ist selbstverständlich. Der Einfluß vom Entscheidungsträger, die Offenheit für Revision oder Revolution ist gegeben. Aber wir wissen wiederum aus der Geschichte, daß auch Strukturen eine große Bedeutung haben. Deswegen gibt es gerade in der Sozialgeschichte eine starke Richtung, die strukturgeschichtlich arbeitet und die davon ausgeht, daß die Strukturen verschiedener Art das Entscheidende sind und daß nur innerhalb der Strukturen geschichtliches Handeln möglich ist.

HK: Wer also von einer Beliebigkeit der Strukturen ausgeht, handelt auf jeden Fall ungeschichtlich?

Ott: Ja, das kann ich nur bestätigen oder unterstreichen.

HK: Dann stünde aber die politische, das Spannungsverhältnis zwischen Konservativen und Progressiven – in dem Fall meine ich, seien die beiden Vokabeln richtig verwendet – berührende Frage an, wieviel Veränderung man beispielsweise in der Rechtspolitik, an Liberalisierung im Strafrecht etwa, zumuten kann, ohne daß gewisse Grund-

strukturen, die anthropologischen Drahtgestelle, wenn ich das mal so nennen darf, kaputtgehen und damit ein Stück weit auch ein ganzes Kulturgebäude einstürzt?

Ott: In der Tat ist das so, und ich bin nicht davon überzeugt, daß bei den wichtigen rechtspolitischen Entscheidungen der letzten Jahre diese Tragweite gesehen worden ist, denn ich halte die Strafrechtsliberalisierung als Historiker für zu weitgehend. Ich glaube, daß hier Grundwerte, die durch unsere Verfassung formuliert worden sind und in ihr verankert sind, in Frage gestellt worden sind. Nicht total, aber doch so, daß die Schwelle heruntergesetzt, die Schutzmauer verdünnt worden ist, die dann in späteren Zeiten noch stärker verdünnt werden kann oder dann bricht. Wenn z.B. das ungeborene Leben nicht mehr geschützt ist, und das ist ja rechtspolitisch preisgegeben, dann ist es, wenn man rein positivistisch weiterdenkt, nur natürlich, daß eine spätere Gesellschaft in der Euthanasieproblematik zu anderen Ergebnissen kommt als unsere Gegenwart, die noch sehr stark unter dem Eindruck der Pervertierung der Euthanasie durch das Dritte Reich steht. Es ist zu befürchten, daß das, was jetzt geschehen ist, so von einer künftigen Gesellschaft mit leichter Hand fortgeführt wird.

HK: Sie warnen also vor Vorwegentscheidungen ...

Ott: Nicht vor Vorwegentscheidungen, aber vor einer eingengesetzlichen Konditionierung. Man sollte diese Gefahr jedenfalls mitbedenken. Und ich meine, daß dies auch übertragbar ist auf die Kirche. Es könnte ja immerhin sein, daß auch dort Entwicklungen in Gang gekommen sind, die unter Umständen zu weit gehen. Trotz der Notwendigkeit des Fortschritts ist zu fragen, ob die Kirche da der Gesellschaft nicht zu sehr angepaßt ist.

„Geschichte muß nach Inhalt und Umfang universell dargestellt werden“

HK: Müßte man den Vergleich aber nicht auch andersherum ziehen? Es gibt einen Gesetzesfortschritt in Kirche und Staat, in kirchlichen und politischen Systemen in gleicher Weise, der zu einer fortwährenden Verrechtlichung führt und damit auch zu Verhältnissen, die dem Menschen als geschichtlichem Wesen eigentlich nicht mehr zumutbar sind, weil sie nicht nur die Freiheit einengen, sondern den gesamten Handlungsspielraum für den einzelnen und letztlich auch für die Systeme selbst. Wir haben im rechtspolitischen Bereich ja nicht nur das Phänomen starker Liberalisierung im Strafrecht, sondern eine starke Vergezzlichung durch das Zivilrecht.

Ott: In der Tat ist es so. Man beklagt ja den verwalteten Menschen und den verrechtlichten Menschen. Diese Situation ist einfach paradox, aber sie ist so.

HK: Lange Zeit war es so, daß der Geschichtsunterricht in der Schule und damit die ausdrückliche Vermittlung von Geschichte in den Bildungssystemen weitgehend auf die

Vermittlung politischer, um nicht zu sagen kriegerischer Fakten sich beschränkt hat. Wenn man heute schon von Geschichtslosigkeit spricht, haben eigentlich da unsere Väter, Großväter und Urgroßväter als Träger des Humboldtschen Bildungssystems nicht auf ihre Weise sehr stark zur Ausbreitung von Geschichtslosigkeit beigetragen?

Ott: Diese Frage kann man zu Recht stellen, auch wenn ich etwas differenzieren würde. Ich glaube, daß der Geschichtsunterricht in den letzten Jahren doch sehr deutlich auch die Ergebnisse der verschiedenen historischen Forschungsrichtungen aufgenommen hat und entsprechend auch in die Lehrbücher und Quellensammlungen der Schulen Eingang finden ließ. Aber es herrscht sicherlich das Gefühl vor, daß man politische Geschichte und vielleicht auch dort wiederum nur Ereignisgeschichte vermittelt hat. Selbstverständlich braucht man diese Ereignisgeschichte als Gerüst, das ist klar. Man hat sicherlich in früheren Zeiten, ich denke an die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, die politisch-militärische Geschichte unter nationalen Aspekten überbetont. Insofern ist es vielleicht nicht richtig, zu sagen, man habe damals ein ausgeprägteres oder gar besseres Geschichtsbewußtsein besessen als heute. Und es gab nach dem Zweiten Weltkrieg viele Neuansätze, die auch nicht alle gut waren.

HK: Welche Geschichte soll dann vermittelt werden: die politische Geschichte, die Geschichte der großen Männer, die Geschichte der Nationen?

Ott: Auf jeden Fall heute kein rein eurozentrisches Geschichtsbild mehr, sondern Geschichte muß nach Inhalt und Umfang universal dargestellt werden. Weltgeschichte ist nicht die Geschichte nur dieses Jahrhunderts, und sie ist nicht nur Geschichte Europas. Japan, die USA müssen auch in die politische Geschichte einbezogen werden.

HK: Sind wir eigentlich nicht erst heute in der Lage, Geschichte überhaupt als Weltgeschichte zu vermitteln? Noch zwei, drei Generationen früher war das ja vom Erkenntnisstand her im eigentlichen Sinne gar nicht möglich.

Ott: Das ist richtig. Aber das ist kein Verdienst, das wir uns zuzurechnen haben.

HK: Inhaltlich heißt Weltgeschichte wohl die Entwicklung der Lebensverhältnisse insgesamt stärker in die Mitte rücken?

Ott: Ich selbst bin Sozial- und Wirtschaftsgeschichtler. Da ist es nur natürlich, wenn ich für eine stärkere Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte plädiere. In der Richtung gibt es auch viele Bemühungen. Aber es gilt auch da vorsichtig zu sein. Es gibt durchaus Vertreter in dieser Richtung, die dann sagen, uns interessiert nur die Geschichte der Emanzipation der Arbeiterschaft, der Frau oder, wenn Sie so wollen, die Tradition der Arbeiterbewegung, das wäre dann auch eine gefährliche Verengung.

„Wenn man gesellschaftsgeschichtliche Akzente setzen will, muß man sie sehr breit anlegen“

HK: Sie meinen, die Gefahr ideologischer Vereinnahmung sei hier nicht geringer?

Ott: Sie ist jedenfalls sehr groß. Wenn man gesellschaftsgeschichtliche Akzente setzen will, dann muß man sie nach meinem Dafürhalten sehr breit anlegen. Ich bin durchaus der Meinung, daß die Historie als Fachwissenschaft den Auftrag hat, der Erforschung der einfachen Menschen, der Unterschichten, soweit überhaupt historische Quellen vorhanden sind, nachzugehen. Das ist in den letzten Jahren stärker in den Mittelpunkt gerückt, auch wenn es noch einige Zeit brauchen wird, bis es an die schulische Fachwelt weitervermittelt werden kann. Wo tatsächlich ganze Bevölkerungsschichten einer Stadt, eines Dorfes erfaßt und verfolgt werden können auch in ihren biologischen und soziokulturellen Zusammenhängen, trägt das viel zur Vervollständigung unseres Geschichtsbildes bei. Die Forschung ist hier ungemein aufwendig, weil die Datenfülle alle bisherigen Vorstellungen sprengt, und deswegen muß man auch die modernsten Mittel einsetzen, um sie einigermaßen in den Griff zu bekommen. Aber noch einmal: Man muß das alles sehr breit anlegen, darf nicht nur selektiv, nach ideologischem oder persönlichem Geschmack vorgehen.

HK: Wäre das, auf die Schulebene übertragen, nicht eine erste Stufe dazu, Geschichtsunterricht nicht isoliert zu betreiben, sondern jeweils entsprechend den Altersstufen die verschiedenen Geschichtsstränge etwas mehr zu verknäueln, damit ein umfassenderes Bild wenigstens von Kulturgeschichte entsteht? Es hilft wenig, Schüler über die Punischen Kriege oder den Gallischen Krieg zu belehren, wenn nichts über die Verfaßtheit der römischen Gesellschaft oder auch nichts über Kunstgeschichte der römischen Geschichtsperiode, über die Literatur dieser Zeit usw. vermittelt wird. Der Sprachunterricht allein schafft das ja nicht. Es ist das wohl in erster Linie eine Frage des fächerumgreifenden Zusammenwirkens, aber auch der Konzeption des Geschichtsunterrichts ...

Ott: Ich weiß nicht, ob das nicht in vielen Fällen angestrebt wird und versucht wird. Natürlich wird es schwierig sein, altersspezifisch gerade in den ersten Mittelklassen, wo das Geschichtsverständnis überhaupt erst entwickelt werden muß. Man hat da ja auch entwicklungspsychologische Untersuchungen angestellt und weiß, daß ein Kind mit elf, zwölf Jahren noch kaum Zugang – es gibt Ausnahmen – zu einem Geschichtsverständnis haben kann. Aber ich glaube, daß es in der reformierten Oberstufe durchaus möglich ist, solche integrativen fachübergreifenden Unterrichtseinheiten zu schaffen und auch durch Eigenarbeit der Schüler in den entsprechenden Schwerpunktfächern oder Grundfächern zu pflegen. Kunst, Literatur, meinetwegen auch die entsprechenden Aspekte der Geographie, der Verkehrsgeschichte müßten einbezogen werden. Und

zwar auch so, daß man beispielsweise die Ausgrabung einer römischen Villa, eines Straßenstückes, nicht nur museal wertet, sondern das verlebendigt. Es wäre hier nach meinem Dafürhalten auch der Religionsunterricht miteinzubeziehen.

HK: Muß über die Einbeziehung kulturgeschichtlicher Prozesse hinaus Geschichtsunterricht letztlich nicht Unterrichtung über die jeweiligen geschichtlichen Lebensverhältnisse und ihren Werdegang sein, und insofern gerade auch ein Stück weit Wirtschafts- und Sozialgeschichte? Gibt es dazu eigentlich so etwas wie ein Konzept, das sich gegenwärtig bereits auf der schulischen Ebene niederschlägt?

Ott: Mir sind Konzepte bekannt für Unterrichtseinheiten in der reformierten Oberstufe, in denen etwa dieser gesellschaftlich-wirtschaftliche Bereich im Vordergrund steht. Allerdings kann das auch wiederum, wie das im Geschichtsunterricht leider der Fall sein muß, nur exemplarisch geschehen. Aber der Geschichtsunterricht ist nun mal von dem Prinzip der Exemplarität bestimmt. Man hat z. B. Geschichtsunterrichtseinheiten entwickelt, die die gesellschaftspolitischen Probleme der Industrialisierung aufzeigen sollen. Damit ist natürlich wiederum auch eine bestimmte Gefahr der Verkürzung gegeben auf die Zeit, die mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert einsetzt. Andererseits kann das nicht geleistet werden, ohne daß man auf das eingeht, was vor der Industrialisierung da war, auf das Handwerkliche, auf bestimmte Gewerbeverfassungen, auf die Lebenswelt des Menschen, die bäuerlich-handwerklich geprägt war.

HK: Würden mehr Versuche, den Werdegang einzelner Kulturen und Wirtschaftsphasen in ihrer Verursachung sichtbar zu machen, nicht auch zu einer gewissen ideologisch-politischen Entspannung führen?

Ott: Wenn ich die Handbücher aus der DDR zur Wirtschaftsgeschichte ansehe, dann ergibt dort die historisch-dialektische Konzeption von Geschichte als Abfolge von Klassenkämpfen gerade in dieser Phase, wo sich das Bürgertum aus der feudalen Ordnung emanzipiert und dann die Arbeiterklasse aus der Herrschaft der Bourgeoisie sich emanzipiert, ein geschlossenes Bild. In Wirklichkeit ist das aber alles etwas komplizierter. Es gab beispielsweise in der englischen Industriegesellschaft der frühen Phasen Ausbeutung in sehr drastischer Form, die später allerdings durch die gewerkschaftliche Entwicklung wenigstens zum Teil überspielt worden ist. Aber schon auf die deutsche industriegesellschaftliche Entwicklung treffen Formen extremer Ausbeutung längst nicht in dem Maße und auch nicht generell zu. Es gibt ja doch schon sehr frühe betriebliche Sozialpolitik. Über diese zum Teil sehr dogmatischen Vorstellungen über ausgebeutete Arbeiter und herrschende Kapitalisten hinaus ist aber die Arbeits- und Lebenswelt der frühen Industriearbeiter noch gar nicht genügend erforscht worden.

HK: Geschichte wird in der DDR wesentlich wichtiger

genommen als bei uns. Bedeutet das aber auch mehr Geschichtsbewußtsein?

Ott: Der Stellenwert von Geschichte ist in der DDR sowohl im Unterricht wie in der Forschung sehr hoch. Aber er hat dort auch eine ganz andere Funktion im Sinne „nationaler“ Nützlichkeit. Die Geschichte soll dort ja das System erklären, bewahren und weitertradiieren, das natürlich durchaus auf der dunklen Folie des anderen deutschen Staates und seiner Geschichte, der ja nur gesehen wird als der Fortsetzer eines faschistischen Geschichtsprozesses. Aber ein Geschichtsbewußtsein ist es, wie auch immer man es nun schätzen mag

„Für den Christen, der Historiker ist, stellt sich die Frage, wieweit er selbst die große Tradition der Heilsgeschichte weitertragen soll“

HK: Neben dem „nationalen“ Nutzen wird Geschichte gerade in der DDR und im kommunistischen Bereich auch betrieben als eine Abart profaner Heilsgeschichte...

Ott: Ja, und gerade wegen solcher neuer Traditionen profaner Heilsgeschichte stellt sich für den Christen, für den

gläubigen Christen, der Historiker ist, die Frage, wieweit er selbst die große Tradition der Heilsgeschichte weiterpflegen oder weitertragen sollte, denn für den Christen ist ja diese Welt nur Durchgang, so daß also auch alle Geschichte irgendwo mündet, also endlich wird. Auch für den Marxisten mündet sie in einem Ziel, das dann die Unendlichkeit, die Geschichtslosigkeit darstellt...

HK: Kann es Aufgabe des Christen sein, hier in Konkurrenz zu treten? Besteht seine Chance nicht gerade darin, daß er um die Unvollendbarkeit des Menschen, seine Unabschließbarkeit, seine Bruchstückhaftigkeit weiß und damit Geschichtlichkeit erst in ihre Realität bringt?

Ott: Das ist eine Formulierung, die mir sehr zusagt. Ich habe vorhin ja nur gemeint, daß zu ventilieren wäre, was unter Heilsgeschichte jeweils verstanden wird und welchen Traditionsstrang man damit aufnimmt.

HK: Heilsgeschichte im christlichen Sinn ist letzten Endes Gottesgeschichte...

Ott: Letzten Endes ist es so, daß der Mensch und die menschliche Gesellschaft unvollkommen sind und sich von dort her für ihn eine Relativierung der geschichtlichen Entwicklung ergibt. Er weiß, daß das Telos eigentlich außerhalb der Geschichtlichkeit liegt.

Themen und Meinungen im Blickpunkt

Ein neues „Handbuch der christlichen Ethik“

Geistesgeschichtliche Situierung und erste Eindrücke

Mitte September ist in den Verlagen Herder, Freiburg, und Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh, in der Herausgeberschaft von Anselm Hertz, Wilhelm Korff, Trutz Rendtorff und Hermann Ringeling als evangelisch-katholische Gemeinschaftsarbeit das „Handbuch der christlichen Ethik (Bd.1 518 S.; Bd.2 558 S.; beide DM 160.-) erschienen. Professor Franz Furger, Moraltheologe an der Theol. Fakultät in Luzern, stellt das Werk vor.

Welche Veränderungen sich im Vergleich zu den traditionellen Handbüchern und Katechismen im Bereich der katholischen Moraltheologie vollzogen haben, machten die nachkonziliaren Entwicklungen sogar über den innerkirchlichen Bereich hinaus deutlich. Das einst bloß in Fachkreisen geäußerte Stichwort von der „Krise der Moral“ wurde zum geflügelten Wort, und eine entsprechende Verunsicherung macht vielen zu schaffen.

Gegen eine klaffende Lücke

Der Ruf nach einer wenigstens einigermaßen *umfassenden Übersicht* wurde damit trotz zahlreicher Einzelpublikationen zu den verschiedensten Problemen immer deutlicher. Trotzdem fand er seit Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils kaum Gehör. Das lateinische, zweibändige Werk von *A. v. Kol* aus dem Jahr 1968 blieb derart dem traditionellen Handbuchstil verhaftet, daß es den Bedürfnissen der veränderten Lebensumstände kaum zu genügen vermochte. Das ebenfalls zweibändige englische Werk „*Christian Ethics*“ des schlesischen Missionars *C. H. Peschke* (Dublin 1975 & 1978) arbeitet zwar die neueren Erkenntnisse auf, ist aber so stark auf die direkt praktische Information und Anwendung ausgerichtet, daß es einem eigentlich problembewußten, vertiefenden Bedürfnis ebenfalls nicht ausreichend zu genügen vermag. Vollends blieb derjenige, der sich im deutschen Sprach-